

Wie gut haben wir es doch! : wie es in der Schweiz während des 30jährigen Krieges aussah

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666925>

Nutzungsbedingungen

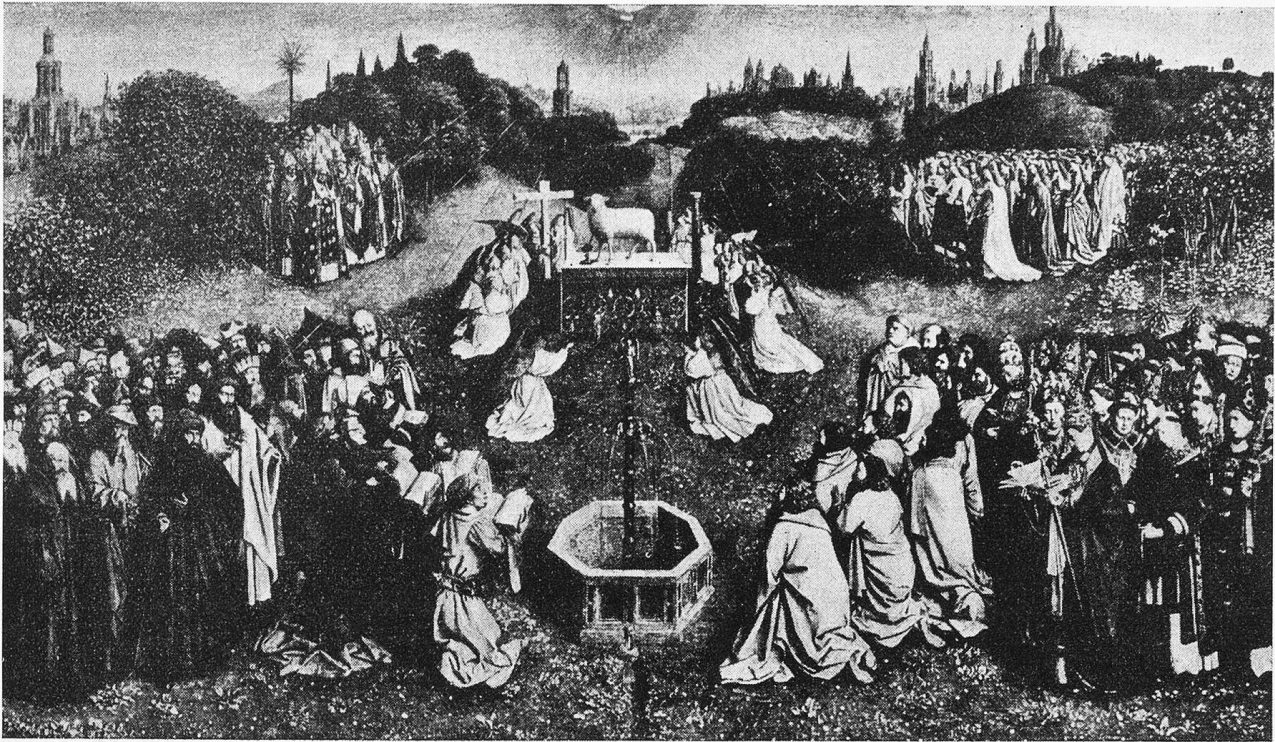
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Genter Altar: Die Anbetung des Lammes

Wie gut haben wir es doch!

Wie es in der Schweiz während des 30jährigen Krieges aussah.

Als in der letzten Novemberwoche des Jahres 1618 am nächtlichen Himmel Europas gespenstisch ein Komet aufleuchtete, war er wirklich — nach altem Aberglauben — Verkünder jahrzehntelangen Unheils; denn im Gefolge des dreißigjährigen Krieges, der ähnlich wie der heutige und der Weltkrieg von 1914 auf 1918 den ganzen Kontinent in Aufruhr setzte, gingen Krankheit und Hunger. Und die dumpfen Ahnungen der Menschen, die damals voller Bangnis dem unheimlichen Gestirn nachblickten, wurden mit den anhebenden Ereignissen fürchterlich erfüllt.

Die Schweiz blieb wohl von den kriegerischen Auseinandersetzungen der Großmächte unberührt, aber die Folgen der bald da, bald dort tobenden Kriege auf den Schlachtfeldern des mitteleuropäischen Raumes — wo der Pflug rostete, Ernten verdarben, aber dafür die Waffen Heerhaufen durchpflügten und der Tod Ernte hielt — waren auch hier zu verspüren. 1622 brachen, über die Grenze geschleppt, überall typhöse

Seuchen aus. Im Jahre darauf griff in Basel eine Ruhrepidemie als Folge schlechter Nahrung um sich. Dies waren aber erst die Sturmzeichen drohender kommender Not, und sie blieben nicht vereinzelt, sondern tauchten bald im ganzen Lande auf.

Damals wurde ein äußerst anschauliches Büchlein gedruckt, der sog. „Thewrungs Spiegel“. In sieben Abschnitten wird darin in Versen ein ökonomischer Querschnitt durch die Zeit gezogen.

Eine umfassendere Liste als sie dieser „Thewrungs Spiegel“ enthält, könnten wir auch heute nicht für unsere teurer gewordenen Artikel aufstellen; nur dichtet das Kriegswirtschaftsamt, das solche Aufstellungen macht, nicht, und das ist schade; denn es liegt in jenen Versen trotz Not und Leid ein Unterton von unverwüßlicher Kraft und demutvoller Einsicht, wie sie noch einmal, zusammenfassend, der Schluß dieses tiefgründigen Spiegels in weisen Worten verkündet:

Der Früchten Mangel in dem Jahr /
Ein ursach diser thewring war.
Darzu sböß gelt / und die Kriegswaaffen /

Der schnöde Geiz / voraus die Straaffen /
Mit deren Gott der Welt bößheit /
So lang strafft / bis sie würdet leyd.

In formelhafter Prägnanz sind damit die Ursachen aller Not von der gewaltigen Mitsprache der Natur über die wirtschaftlichen Verhältnisse, den Krieg und die menschlichen Unzulänglichkeiten bis zur strafenden Allmacht Gottes aufgezählt. Es ist verständlich, daß das Mittelalter von einer Geißel Gottes sprach, die über der Menschheit geschwungen werde, wenn alle diese Mächte zusammen sich zu einem strafenden Gericht verschworen hatten. Und mit dem immer weitergreifenden und immer zerstörenderen Krieg wurde im Laufe der folgenden Jahre auch die Schweiz von diesen Geißelschlägen getroffen, das heißt: sie hatte andauernd zu leiden unter immer wieder ausbrechenden Seuchen und vor allem durch anhaltendes Zustromen zahlreicher Scharen ausgehungelter und verwahrloster Leute, welche bei uns Rettung vor dem Hungertode suchten, damit aber nur die einheimische Ernährungslage verschlimmern halfen, ohne selbst große Hilfe zu erfahren.

Es ist für unser Land fast ein Gesetz, daß es ihm auch schlecht geht, wenn es seinen Nachbarn schlecht geht, denn die Not kennt keine Grenzschranken; damals war es zwar eher so, daß die Not daraus entstand, weil aus dem Kriegsgebiet nichts, das heißt kein Getreide eingeführt werden konnte und so „der Früchten Mangel“ verursacht wurde. Um so größer aber war der Zustrom fremder Bettler: am 14. Juni 1635 trieb man 7400 solcher Unglücklicher aus Zürichs Gebiet, von denen dann viele mit zerkautem Gras im Munde auf den Landstraßen verlassen und verloren starben. Dazu war seit dem letzten „großen Ster-

bend“ von 1611, wo in Zürich um 5200 (im Thurgau über 33 000) gestorben waren, die Pest im ganzen Lande nie ganz zum Aussterben gekommen und eben zu dieser Notzeit wieder da und dort erneut ausgebrochen. Es ist uns heute kaum möglich, selbst mit noch so großer Phantasie, uns vom damaligen Elend ein richtiges Bild zu machen. Nach dem dreißigjährigen Krieg, der Deutschlands Bevölkerung schätzungsweise von ungefähr 17 Millionen auf 4 Millionen verminderte, war unser Land auf Jahrzehnte hinaus verarmt. Die Bauern saßen auf völlig verschuldeten Gütern, aus denen sie die Zinsen für aufgenommene Hypotheken nicht mehr zu ziehen vermochten. Wer sich aber von Grund und Boden gelöst hatte, um in der aufkommenden Industrie zu arbeiten, half nur, das Webstuhlproletariat zu vergrößern.

Wir sehen die Parallelen zwischen jener und der heutigen Zeit genau, auch wenn die Dinge nur stichwortartig angetönt wurden. Damals war Krieg, heute ist Krieg. Beide Kriege erfassen das Herz des Kontinentes. Damals war Hungersnot, und heute? Seht die Parallele weiter? Auch da braucht man nicht deutlicher zu werden. Etwas ist aber doch anders: wurde damals die Not in Versen besungen und beklagt, so wird sie heute planmäßig bekämpft. Rationierung, Lebensmittelkarten, Anbauplan — es sind Errungenschaften (wohl traurige Errungenschaften einer modern sein wollenden Gesellschaftsordnung) der heutigen und nicht der alten Eidgenossenschaft, die zu großen sozialen Aufgaben noch unfähig war. Eines aber sollte wie damals sein: eine Unverzagtheit trotzdem, die uns aus so vielen alten Zeugnissen entgegentritt.

Dr. Sch.

Der Weg nach innen

Um mich zu suchen, will ich mich verschenken
an alles, was da atmet, steigt und fällt,
in jedes Wesen sinnend mich versenken:
Denn Umwelt nur gestaltet Innenwelt.

In tiefstes Dunkel will ich niederschreiten,
in hellste Höhen trag mich mein Geschick!
Von mir will ich den Blick zur Ferne weiten:
Denn Umschau erst macht reif zum Innenblick.

Dann aber will ich stille Einkehr halten.
Und geh ich in die Irre dort und hier,
so wird mein Glaube dennoch nie erkalten:
Denn jeder Umweg ist ein Weg zu mir.

Kurt Leuthard.